

KALONYMOS

Die Kölner Juden und der Stadtrat

Das Gesetz Konstantins von 321 – eine Momentaufnahme

Günter Stemberger

Der Codex Theodosianus, die älteste römische Gesetzessammlung, wurde im Jahr 438 auf Initiative des Kaisers Theodosius II. veröffentlicht und war über Jahrhunderte in ganz Europa von größtem Einfluss. Darin enthalten ist ein Gesetz des Kaisers Konstantin vom 11. Dezember 321 (Cod. Theod. XVI,8.3), das an die Stadträte (decuriones) von Köln gerichtet ist und die Teilnahme von Juden an Stadträten, der Kurie, regelt:

„Durch allgemeines Gesetz erlauben wir allen Stadtsepaten (ordinibus), dass Juden in den Stadtrat berufen werden. Damit diesen jedoch zum Trost ein wenig von der alten Gepflogenheit bleibe, dulden wir, dass je zwei oder drei durch ständiges Privileg mit keinerlei Nennungen (zu bestimmten Aufgaben) belästigt werden“.

Dieses Gesetz ist der älteste erhaltene Beleg für die Anwesenheit von Juden in Köln bzw. allgemein nördlich der Alpen. Was bedeutet dieses Gesetz?

Ob das Gesetz auf eine Anfrage des Stadtrats von Köln zurückgeht oder nur zufällig das Kölner Exemplar in den Kodex aufgenommen wurde, wissen wir nicht. Am Hof in Konstantinopel wurden bis dahin Gesetze nicht systematisch gesammelt und somit war man für die Erstellung des Kodex auf mehr oder weniger zufällig erhaltene Exemplare der einzelnen Gesetze angewiesen. Inhaltlich betrifft das Gesetz ja nicht ein spezielles Kölner Problem, sondern alle Städte und ihre Verwaltung.

Dieser Text ist der einzige uns erhaltene Beleg dafür, dass Juden einst von der Kurie befreit waren, vielleicht auch nur im Westen des Reiches. Einst war der Stand eines Stadtrates, eines Decurio, als



hohe Ehre angesehen und angestrebt worden. Nur vermögende Bürger mit Grundbesitz kamen dafür in Frage, hafteten doch die Stadträte mit ihrem persönlichen Vermögen für die Steuerleistungen der Stadt; zugleich erwartete man von ihnen die Finanzierung öffentlicher Bauten, die Veranstaltung von Spielen und den Unterhalt der Thermen, öffentlicher Bäder, auf die jede Stadt stolz war. Solange die Wirtschaft florierte, konnte die örtliche Elite sich das leisten und investierte damit in das Ansehen der Familie. Doch mit der im frühen dritten Jahrhundert einsetzenden, Jahrzehnte im ganzen Reich grassierenden Wirtschaftskrise suchte man immer mehr, sich dieser lebenslangen, ja sogar erblichen Verpflichtung zu entziehen, wo es nur ging. Wegen der mit dem Amt verbundenen finanziellen Lasten war die einstige Ehre zu einer mehr und mehr ungeliebten Pflicht geworden.

Dekret Kaiser Konstantins,
11. Dezember 321
(Abb.: Gidal-Bildarchiv)

Juden kamen in der Frühzeit wohl kaum für die Mitgliedschaft im Stadtrat in Frage. Diese war den alteingesessenen Honoratioren vorbehalten. Mit einem Gesetz vom Jahr 212 wurde dann aber die römische Bürgerschaft auf fast alle freien Reichsbewohner ausgedehnt. Damit waren auch wohlhabende Juden für solche Ehrenämter prinzipiell wählbar. Doch begann das kostspielige und aufwendige Amt um diese Zeit schon seinen früheren Glanz zu verlieren. Immer mehr versuchten, sich dieser „Ehre“ zu entziehen; andererseits brauchten die Städte die Kurien, um ihren Aufgaben nachzukommen, umso mehr in Zeiten hoher Inflation, die fast zur Aufgabe der Geldwirtschaft führte. Man kann verstehen, dass Städte alle vermögenden Männer zu rekrutieren versuchten, nun auch Juden, die man früher kaum dafür gewählt hätte. Doch auch diese versuchten nun, sich dieser „Ehre“ zu entziehen. Offenbar ist ihnen dies mit dem Hinweis auf die mit ihrer Religion unvereinbaren, aber ihnen vorgeschriebenen heidnischen Opfer vor den Ratssitzungen und auf andere religiöse Probleme auch tatsächlich oft gelungen; schon seit Caesar war ja die jüdische Lebensweise durch verschiedene Privilegien traditionell im ganzen Reich geschützt. Seit der von Konstantin 312 proklamierten Religionsfreiheit waren nun aber heidnische Opfer nicht mehr vorgeschrieben. Somit konnte der Gesetzgeber die Sonderregelung zugunsten der Juden ersatzlos streichen. Wenn da noch je zwei oder drei Juden in Erinnerung an ein früheres Privileg weiterhin von den Lasten und Verpflichtungen der Kurie frei blieben, war dies schon eine besondere Vergünstigung. Ob die jüdische Gemeinde selbst die Privilegierten nennen durfte, wissen wir nicht.

Das Gesetz, das die Befreiung der Juden von den Kurien aufhebt, ist durchaus nicht als jüdenfeindliche Maßnahme zu verstehen, auch wenn die Betroffenen damit selbstverständlich keine Freude haben konnten. Das sieht man auch in zwei Gesetzen aus dem Jahr 330, wonach Juden, die sich voll der Synagoge, dem jüdischen Patriarchen oder der Verwaltung des jüdischen Gesetzes widmen, von allen persönlich oder für die Gemeinde zu erbringenden Verpflichtungen frei sind. Wer schon Mitglied einer Kurie ist, darf nicht zu einem öffentlichen Geleit verpflichtet werden, zu dem er seinen Ort verlassen müsste; wer nicht schon zu einer Kurie gehört, ist für immer davon frei. Es ist sehr schwierig, die in diesen Gesetzen genannten jüdischen

Amtsträger genauer zu bestimmen; denn die Organisation der Synagogengemeinden im römischen Reich war durchaus nicht einheitlich und auch die Amtsbezeichnungen waren uneinheitlich. Deutlich ist jedoch, dass der Gesetzgeber jüdische Religionsdiener in Entsprechung zum heidnischen und christlichen Priestertum privilegieren will, damit also das traditionelle Recht auf die nun für die Kurie in Frage kommenden Juden ausdehnt.

Die Mitgliedschaft in der Kurie war ein Dauerthema. Immer wieder musste der Gesetzgeber die allzu großzügigen Befreiungen von der Kurie rückgängig machen, wenn das städtische System überhaupt noch funktionieren sollte. Das sieht man vor allem auch in mehreren Gesetzen, wonach man sich nicht zum christlichen Kleriker weihen lassen durfte, um so der Kurie zu entkommen. Wer schon geweiht war, musste zwei Drittel seines Vermögens dem überlassen, der seine Stelle im Stadtrat einnahm. Ein Gesetz von 383 (Cod. Theod. XII,1.99) betont ausdrücklich die Parallele zwischen christlichen und jüdischen Religionsdienern: „Der Befehl, mit dem die Leute des jüdischen Gesetzes prahlen, durch welchen ihnen Immunität von den Lasten der Kurialen gewährt wird, sei aufgehoben; steht es doch nicht einmal Klerikern frei, sich für religiöse Ämter freizumachen, ehe sie nicht alles, was sie dem Vaterland schulden, geleistet hätten. Wer immer also wirklich sich Gott geweiht hat, setze einen anderen, ausgestattet mit seinem Vermögen, ein, die Pflichten für ihn zu erfüllen“. Zumindest in diesem Bereich ist also der römische Gesetzgeber auf religiöse Neutralität bedacht, auch wenn sonst traditionelle jüdische Privilegien immer mehr ausgehöhlt wurden.

Was können wir also aus dem Gesetz von 321 für die Juden Kölns oder gar Deutschlands lernen? Es belegt, dass es damals in Köln zumindest einzelne wohlhabende Juden mit Grundbesitz gegeben hat, die für die städtische Kurie in Frage kamen. Diese beriefen sich aber auf frühere Privilegien, um sich dieser Aufgabe zu entziehen. Da das Gesetz aber nicht speziell für Köln erlassen wurde, können wir daraus nicht entnehmen, ob diese wohlhabenden Juden Teil einer größeren Gemeinde waren, ja nicht einmal, ob es so viele reiche Juden gab, dass man zwei oder drei auf Dauer von dieser lästigen Ehre befreien konnte. Der Gesetzestext ist kaum mehr als eine Momentaufnahme. Ob es eine oder zwei Generationen später noch in Köln Juden gab,

die für den Stadtrat in Frage kamen, wissen wir daher nicht. Noch weniger können wir von 1700 Jahren Kontinuität jüdischen Lebens in der Stadt Köln oder gar in Deutschland sprechen. Weder wissen wir, wie lange es in Köln schon vor 321 jüdische Präsenz gegeben hat; um für den Stadtrat in Frage zu kommen, waren diese Juden wohl nicht gerade erst zugezogen. Ebenso wenig wissen wir, wie lange Juden in Köln blieben. Die nächsten Belege für Juden in Köln finden wir erst im 11. Jahrhundert; auch sonst gibt es vor dem Hochmittelalter kaum Belege für Juden in Deutschland. Natürlich kann man nicht ausschließen, dass es all die Jahrhunderte immer eine jüdische Gemeinde oder zumindest einzelne Juden in der Stadt gegeben hat;

doch kann man es auch nicht als gegeben voraussetzen. Dazu wissen wir einfach zu wenig.

Prof. Dr. Günter Stemberger war bis 2009 Professor für Judaistik an der Universität Wien. Zentral in seiner Arbeit sind die rabbinische Literatur, v.a. der Talmud, die jüdische Geschichte in der Spätantike und die jüdisch-christlichen Beziehungen in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Zahlreiche Publikationen, u.a.: Juden und Christen im heiligen Land. Palästina unter Konstantin und Theodosius, München 1987.

Der Beitrag erschien zuerst in: BlickPunkt.e – Materialien zu Christentum, Judentum, Israel und Nahost, 2021.1, S. 2–3.

18 mittelalterliche Mainzer Mazzewot mehr

Michael Brocke

Aus dem ‚Magenza‘ der ersten fünf Jahrhunderte – vom 10. zum 15. – ist über weitere fünf Jahrhunderte ein nachrömisches Stratum geworden, das allerdings erst zukünftigen Archäologen zugänglich sein wird. Magenza ruht fünf und mehr Meter unter der Oberfläche – Synagoge, Tauchbad, Wohnhäuser. Steine hingegen sind mobil. Ihr Stelenfeld wurde im 15. Jahrhundert enteint. Seit geraumer Zeit gibt die sich erneuernde Stadt Stein um Stein frei. So konnte ihre jüdische Gemeinde 1926 einen „Denkmalfriedhof“ mit weit über hundert dieser Spolien einrichten, und das sogar auf einem Teil von deren ursprünglichen Stätte. Die erstreckt sich am Hang oberhalb der Mombacher Straße, parallel zur Bahnlinie, oben entlang der heutigen Fritz-Kohl-Str., und das noch ein beachtliches Stück über den Denkmalfriedhof hinaus weiter nach Süden. Das ist nicht erst seit 70 Jahren bekannt, musste aber 2007 wieder in Erinnerung gerufen werden.

‚Epidat‘, unsere Datenbank, bringt bereits 128 der ans Licht geschafften Denkmale online. Weitere 141 Steine und Inschriften bleiben noch offline, da wir die denkmalpflegerisch beschlossene Reinigung der Zeugen jenes Nicht-mehr-Friedhofs-auf-dem-

Friedhof erwarten; er liegt fünf Meter und mehr über seinem einstigen Niveau. Auf dem aber steht wirklich noch ein Stein aus dem 11. Jh. aufrecht im Boden (aufgedeckt 2007 bei Bauvorbereitungen). Und wir warten darauf, die Steine der oberirdischen Denkmalstätte makellos fotografieren und definitiv dokumentieren zu können.

Grabsteine, gleichviel ob des 11. oder 15. Jahrhunderts, sind bestens brauchbar für bauliche Bedürfnisse. Welche sich inzwischen erledigt haben: Stadttürme, -mauern, marode Häuser. Und die fürderhin erledigt sein werden. Wie jüngst die Bastion am Ufer des Stroms zerlegt wurde. Steine, die sie befestigt haben, dürfen wieder ans Licht – auch den Hang hinauf und in ihre Erde hinab? Achtzehn Entdeckungen zugleich am Ufer, wo schon weit früher vereinzelt sich gezeigt hatten. Gegen Ende 2020 entdeckt, wurden sie am 27. Januar (!) 2021 der Öffentlichkeit vorgestellt.

Dank freundlicher Einladung seitens der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz konnten wir sie lesen. Noch ist nicht alles völlig gesichert, denn es bedarf noch der Autopsie einiger der massiven großen und kleinen Grabzeichen. Sie bespielen einen Zeitraum von fast 250 Jahren,

datiert zwischen 1192 und 1426? 1422? Da drei Steine ihre Daten verloren haben, bleiben 15, die sich grob gruppieren lassen: annähernd ums Ende des 13., die Mitte des 14. und den Anfang des 15. Jahrhunderts.

Insgesamt steht ein bemerkenswertes „Sample“ von klein bis groß, von schlicht bis aufwendig, von ungenau oder elegant beschriftet vor Augen. Alle Steine hatten um ihre vertiefte, geglättete Schriftfläche umlaufende Rahmen: Die waren abzuschlagen, weil nur abgeflacht verwendbar.

Gerade die schlichten, standardisierten Nachrufe einiger Stücke zeigen erneut, dass jede und jeder das grundsätzliche Recht auf einen Marker hatte, der Namen und Daten dauerhaft in die Erde senkt und Segen in die Höhen sendet, hin zum Jetzt des „Garten Eden“, zu künftig neuem Leben.

Diese Achtzehn sind in das Ensemble der bisher geborgenen 270 Steine zu reintegrieren. Sie wollen miteinander in Bezug gebracht werden, stilistisch, historisch, möglichst auch genealogisch, wie löchrig der Versuch auch ausfallen wird. Vieles wird sicherer, vieles auch fraglicher. Mehrfach zeigt sich z. B.

Die Märtyrer Mosche,
Sohn des Kalonymos, seine
Schwester Bellette und ihr
Enkel Kalonymos (1192)
Foto: N. Hüttenmeister

der Name Kalonymos samt dem Namen Mosche; die Generationen dieser Familie, die aus Lucca stammend angeblich um 917 in Mainz zu wirken begann, sind kaum auseinander zu halten. Das zu erreichen, wäre wohl wichtig, denn den „Kalonymiden“ verdankt Mainz, verdankt Speyer wie überhaupt das aschkenasische Judentum viel. Worms hat eine andere Gründererzählung, aber auch in Worms wirkte ein besonders gut bekanntes Mitglied der Familie (ca. 1165–1238).

Wie stets sind die Namen der Frauen (sieben) kulturell gesehen farbiger als die der neun Männer: Drei biblisch-hebräische, drei deutsche, ein romanischer. Von Adolheit (!) über Bellette und Jiska bis zu Zippora; kein Name doppelt. Bei allen sechzehn, Frau und Mann, steht stets auch der Vaternamen, das Patronym; also lesen wir weit mehr Männernamen: Abraham 2, Chajim, Elasar 2, Hillel, Jaakow 3, Jizchak 2, Josef, Kalonymos 3 (eine Familie), Mordechai, Mosche 3, Rechawja, Schlomo 2, Schmuel. 23 Nennungen meist biblischer Namen, auf 17 Steinen insgesamt (ein Fragment ist schriftlos). Ein äußerst seltener Name ist darunter: Rechawja (siehe 1 Chronik 23,17: „Sohn von Elieser ben Mosche“ – Leviten). Der älteste Stein gilt drei Ermordeten zugleich: Winter 1192, Zeit des dritten Kreuzzugs (1189–1192).

Dies ist ein weiterer Zeuge der Nüchternheit des Gedenkens von Märtyrern auf deren eigenen, individuellen Grabsteinen. Das zeigt sich auf die eindrucksvollste in Worms, schon durch die beträchtliche Anzahl solcher Steine dort – mindestens 16. In Würzburg (1147–1348) sieht es ähnlich aus, und auch in Mainz findet sich das Phänomen. Die Kargheit des Ausdrucks von Trauer und Gedenken bildet den frappanten Gegensatz zu den bitterstolzen, blutigen, reich orchestrierten drei hebräischen Chroniken des Mordens und Widerstehens, der Martyrien des Kreuzzugs von 1096, der ganze Gemeinden ausmordete; diese erschütternden Berichte werden auf die 1140er Jahre datiert. Der Kontrast zwischen einerseits vernichteten „Kollektiven“, ohne jedes Grab, und andererseits dem mit Grab, Stein und Namen versehenem getöteten „Individuum“ ist noch nicht wahrgenommen worden. Hier, 1192, verliert das Gedenken wie meist kein einziges Wort über die Täter, schweigt zu den Umständen, zu Anlass oder Ort. (Die wenigen Ausnahmen fallen überraschend aus; siehe besonders ‚epidat‘ Worms, Nr. 387 von 1261.) Hier,



Mainz 1192, zeigt sich auch keine Andeutung von „Kiddusch haSchem“, der Heiligung (des) Gottes(namens) durch den gewaltsamen Tod als Juden. Ist das ein Zeichen der Zurückhaltung im Umgang mit der hohen Ehrung, die erst später häufiger wird? Warum galt es manchen Ermordeten, anderen nicht? Vielleicht wusste man subtil zu unterscheiden; vielleicht musste es nicht stets ausdrücklich hinzugefügt werden? Wäre der Tod jener drei Personen aber ein Unfall gewesen, so hätte der Stein es sehr wahrscheinlich vermerkt – denn wir kennen zeitgenössische Beispiele dessen in Mainz wie auch in Würzburg.

Der Stein berührt auch die Frage nach den Namen: Mosche b. Kalonymos, Kalonymos b. Mosche und Frau Bellette b. Kalonymos. Sie sind für uns nicht nur von Interesse, weil diese Zeitschrift jenen „Schönen/Guten Namen“ trägt, sondern weil in Mainz mehrere Generationen von „Kalonymiden“ von allerersten Anfängen, noch in/aus Rom oder aus Lucca, eben diese beiden Namen tragen.

Hier ist abgebildet einer der ältesten Mainzer Steine (im Landesmuseum), dessen Lesung und Datum umstritten ist, gewidmet einem hochgeehrten Mosche b. Kalonymos – ein Vorbeter? ein liturgischer Dichter? gestorben 1092?, gestorben 992? Man müsste sich bemühen, sie chronologisch-genealogisch irrtumslos aufzureihen. Vollständig wird das nicht gelingen. Immerhin aber könnte eine magenzisch-kalonymidische Frau Bellette bat Kalonymos nachbenannt worden sein und ihrerseits auch eine Nachbenennung erfahren haben. Denn der große Wormser Gelehrte R. Elasar ben Jehuda ben Kalonymos (meist nur „Elasar von Worms“ oder „der Rokeach“ genannt, ca. 1160–1235) und seine Gattin Frau Dolza hatten ein Töchterchen des Namens Bellette, das von 1183 bis 1196 lebte. Kein Name ist Schall und Rauch, sondern Echo und Helle. Unter den kürzeren der Inschriften fällt die für einen Knaben auf (epidat Mz1–202003), Schlomo Sohn des Elasar, gestorben am 1. Tewel 5166, Sonntag, 22. November 1405.

Doch steht dies Datum so nicht auf dem Stein; er datiert vielmehr nach der ‚Parascha‘, dem Wochenabschnitt der Toralesung, hier Genesis 41,1–44,17, mit ihrer üblichen Bezeichnung nach ihrem Beginn als (hebr.) ‚mi-ketz‘ - „nach Ende von, nach Ablauf von...“ Der Knabe Schlomo starb am Tage 1 (Zl. 5) von „Mi-ketz“. So beginnt sie: „Es geschah nach dem Ablauf (mi-ketz) von zwei Jahren, als Pharao träumte...“. Warum diese sehr seltene Datierung? Sie ist in der Absicht gewählt, zugleich auf die dazugehörige Propheten-Lesung, die ‚Haf-tara‘, zu verweisen: Denn auch darin träumt jemand, ein anderer, König Salomon, Schlomo. So beginnt diese Lesung aus 1 Könige 3,15ff.: „Und Schlomo erwachte (vajikatz), und siehe, es war ein Traum, und er ging nach Jerusalem ...“ Ein guter Traum... Der Tod – ein Traum? Schlomo, erwache!



Der Knabe Schlomo, Sohn des Elasar (1405)

Foto: N. Hüttenmeister

Ein großer Wurf

Peter Schäfers „Kurze Geschichte des Antisemitismus“

Herbert Jochum

Zum Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ legt der Judaist Peter Schäfer, der an der Freien Universität Berlin und in Princeton gelehrt hat, eine „Kurze Geschichte des Antisemitismus“ vor. Sie zeigt in einer über zweitausend Jahre dauernden Geschichte eine erschreckend jüdenfeindliche Konstante auf, wie sie von einem zum anderen Kulturraum, von einer zur anderen Epoche weitergereicht wird und sich bei gleichbleibender Grundstruktur variantenreich kostümiert. Ist es nicht eine äußerst fragwürdige „Leistung“ einer Gesellschaft, die Minderheit über einen so langen Zeitraum wie in Deutschland als fremd zu definieren und wahrzunehmen? Obwohl jüdische Kultur seit Jahrhunderten an der Prägung Europas und Deutschlands mitwirkt, bleiben ihre Träger der Mehrheitsgesellschaft nicht zum „Wir“ gehörig, irgendwie „anders“.

Seit Juden freiwillig oder erzwungen in der Diaspora leben, erfahren sie diese Fremdheit, die sich zu einem Hass steigert, für den seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert der Begriff „Antisemitismus“ üblich geworden ist. Schäfer, der u. a. 2010 bereits ein Buch zum antiken Antisemitismus verfasst hat, breitet eine entschiedene These aus, die dieses Buch mit Überzeugungskraft durchzieht und von anderen zum Thema auffällig absetzt.

Mehrheitsgesellschaften lassen es nicht zu, dass eine Minderheit auch nach eigenen Gesetzen lebt, brandmarkt sie, teilt ein und sondert ab, droht mit ihrer Vernichtung (siehe das biblische Buch Esther). Die wiederkehrende Grundform erlaubt es dem Autor, durchweg von der Antike bis zur Gegenwart von Antisemitismus zu sprechen. In dem für die christliche Judenfeindschaft sehr gängig gewordenen Begriff „Antijudaismus“ sieht er die Versuchung und die Gefahr, sich mit der Behauptung, die Shoah sei Folge des heidnischen und rassistischen Antisemitismus gewesen, sich der eigenen Schuld und Verantwortung zu entledigen. Dem tritt Schäfer entschieden entgegen, indem er stets „Antisemitismus“ sagt und damit auch den christlichen Hass treffen will.

Sein Gang durch die Geschichte folgt gängiger Epocheneinteilung in acht Kapiteln. Die Wiege des Antisemitismus steht in der griechisch-römischen Antike. Im ptolemäischen Ägypten entsteht nach der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel, „Septuaginta“, eine Gegen-Erzählung zum biblischen Exodus, die das offensichtlich verletzte Selbstwertgefühl von Ägyptern heilen sollte. Die

Juden des Exodus, denen die Befreiung aus der Sklaverei gelungen war, werden als lepröser, kaserrierter Abschaum der Gesellschaft dargestellt. Sie seien schließlich aus dem Land vertrieben worden. Neben Menschenfeindlichkeit wird ihnen auch Gottlosigkeit vorgeworfen, weil den Ägyptern in den von Götterstatuen gefüllten Tempeln der leere Raum des Allerheiligsten im Jerusalemer Tempel eine schier unmögliche Vorstellung war, Gelegenheit zu phantasmagorischen Mutmaßungen. Sie füllten den Raum mit einem goldenen Esel, einem Eselskopf oder einem gefangenen Griechen, der gemästet und schließlich rituell geschlachtet werden soll. Besonders in Alexandria kommt es zu Konflikten, die Juden werden ghettoisiert, es kommt zum ersten antijüdischen Pogrom.

Das phantasievolle Arsenal aus dem ptolemäischen Ägypten und dem seleukidischen Syrien verbreitet sich in der römischen Antike. Seine Spuren dringen in das entstehende Christentum. Jesu Auseinandersetzung mit seinen Gegnern in den neutestamentlichen Schriften, die als innerjüdische Polemik zu deuten ist, wächst sich zur Feindschaft aus, als sich das christliche Selbstverständnis als das „wahre Israel“ bildet. Heilsgeschichtliche Auszeichnungen des Judentums beansprucht es für sich. Blindheit und Verkommenheit sind mit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels göttlich bestraft. Zum antiken Vorwurf der Gottlosigkeit und der Menschenfeindlichkeit gesellt sich die weitaus verhängnisvollere, spezifisch christliche Verwerfungsfigur, die noch in der Gegenwart der Feindseligkeit Energie zuführt, Stoßkraft verleiht, vom Islam sekundiert.

Eine qualitativ und quantitativ unterschätzte Flut antijüdischer Predigt und Literatur durchzieht das Christentum. In der Gesetzgebung des christlich gewordenen Staates wächst die Tendenz, die Rechte von Juden zu beschneiden, sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Als die Frage anstand, ob die Juden als „Gottesmörder“ und Christenfeinde im christlichen Imperium geduldet werden sollten, entstanden zwei Fraktionen: eine radikale, größere, die alle erdenklichen repressiven Maßnahmen zu ergreifen suchte, den Juden nur als zum Christentum – notfalls durch Zwang – Konvertierte ein Lebensrecht einzuräumen. Die kleinere Fraktion wollte ihnen aufgrund biblisch verheißener Hoffnung auf endzeitliche Rettung ein Bleiberecht gewähren, sie aber in „elenden“ Verhältnissen halten. Kein Jude



Peter Schäfer, Kurze Geschichte des Antisemitismus. C.H.Beck, München 2020, 335 S., 26,95 Euro, ISBN 978 3 406 755778 1

לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו
תשפ"ב

*Ein gutes Neues Jahr 5782
wünschen Ihnen die Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter des Steinheim-Instituts*

sollte je Herr über einen Christen sein. Die zunächst geistliche Denkfigur „ewiger Knechtschaft“ in der frühen Kirche wurde im 13. Jahrhundert durch Kaiser Friedrich II. als Kammerknechtschaft staatlich adoptiert. Als Schutzbefohlene gehören sie dem Kaiser und bringen durch vielfache Abgaben dem Fiskus, der Kammer, hohe finanzielle Vorteile, was untergeordnete Autoritäten später, wenn der Herrscher sie an den Einkünften partizipieren ließ, zu einer freundlicheren Haltung bewog. Kirchlicherseits wurde die Furcht vor jedweder Unterordnung immer dann besonders virulent, wenn bei christlichen *iudaizantes* Sympathien für die Nachkommen der Patriarchen und Propheten zu erkennen waren.

Die offensichtliche Attraktivität aber der ursprünglicheren Religion wird bereits in den Predigten des Johannes Chrysostomos (4. Jhd.) fassbar. Der Prediger schreckt nicht vor Fäkalsprache zurück. Es gilt das Judentum zu diffamieren, will man den Zuhörern die Vorzüge des Christentums schmackhaft machen. Noch zur Zeit der Karolinger zeigen die Beschwerdebriefe der Bischöfe Agobard und Amulo von Lyon an den fränkischen Hof, wie lebendig noch die Attraktivität des Judentums sowohl am Hof als auch im einfachen Volk war.

Die Verschärfung der Feindschaft trat mit den mörderischen Kreuzzügen seit Ende des 11. Jahrhunderts auf, mit der schier endlosen Abfolge von Massakern, Verfolgung, Vertreibung. Die Begegnung mit den Schauplätzen des Lebens und Sterbens Jesu bringt eine neue Sensibilität, die Compassio, nach Europa, die sich verheerend ausgewirkt hat. Die emotionalisierte Popularisierung christlicher Kreuzestheologie durch die Missionsarbeit von Dominikanern und Franziskanern führte zu irrwitzigen Vorstellungen über die mitten unter ihnen lebenden blutrünstigen Nachkommen der Christuskreuziger: Ritualmord, Hostienschändung, Brunnenvergiftung. Wer sonst ist letztlich für Missernte, Krankheiten, wirtschaftliche Krisen, für die Pest verantwortlich? Die Juden werden zum Inbegriff des Bösen dämonisiert, als Symbol alles Negativen entmenschlicht. Die Vertreibungen am Ende des Mittelalters – nun weniger als Pogrome, sondern als offizielle bürokratische Maßnahmen – waren Akte ökonomischer Ausbeutung mit Annulierung der Schulden.

Im Humanismus der Renaissance wird mit der Antike auch die hebräische Sprache und ihre Literatur für die Gelehrten interessant. Im christlichen

Hebraismus entsteht dank freundlicherer Kontakte und Kommunikation eine gewisse Nähe, die auch auf Besserung jüdischer Lebensbedingungen hoffen ließ. Man hat in dieser Zeit sogar einen gewissen „Philosemitismus“ (ein seltsamer Gegenbegriff) feststellen wollen. Doch wächst jenen Hebraisten ein Proteststurm kirchlicher Kreise entgegen, an dem sich auch übereifrig jüdische Konvertiten beteiligen. Als in einer übertragenen Interpretation der jüdischen Kabbala Hebraisten die darin verborgene Wahrheit des Christentums zu finden meinten, konnte dies nicht zu einer Besserung des Verhältnisses führen, zumal sich gegenüber den Kreisen christlicher Hebraisten die eingefleischte Theologie und die kirchliche Praxis als weitaus wirkmächtiger erwiesen.

Wenn die entstehende Reformationsbewegung neue Hoffnungen geweckt hatte, so wandelte sich Luthers frühe freundlichere Haltung bald zu entschieden feindseliger, ja hassender Einstellung. Sprachgewaltig bündelt Luther das überkommene Inventar. Es hat eine immer noch unterschätzte politische Wirksamkeit in den Ländern der Reformation, bis heute. Der Buchdruck verbreitet die Invektiven in Flugblättern und Pamphleten.

Im Zeitalter der Aufklärung zündelt die Feindschaft trotz der sich andeutenden Emanzipation auf ihren religiösen Grundlagen fort. Man muss sich wundern, dass der aufklärerische Rationalismus, der allen Aberglauben vor das Forum der Vernunft zitiert und Autoritäten in Frage stellt, vor der Entlarvung der abstrusen Anschuldigungen die Waffen streckt. Dem aufklärerischen Esprit des Kirchenkritikers und Freigeists Voltaire gelingt es nicht, den antijüdischen Behauptungen der Antike im Werk des Tacitus mit dem Licht der Vernunft entgegenzutreten.

Seit 1871 wird durch die Politisierung des Antisemitismus das Kaiserreich zu einer „antisemitischen Konsensgesellschaft“, wie Schäfer schreibt. Der neugeschaffene Begriff Antisemitismus wird der Feindschaft den fehlenden wissenschaftlichen Anstrich verleihen. Die Rassentheoretiker geben an, die bisher religiös fundierte Judenfeindschaft endlich auf soliden wissenschaftlichen Boden zu stellen. Die Angriffe auf den Talmud, die regelmäßig zu Prozessen führen, in denen christliche Alttestamentler Gutachten zugunsten der Antisemiten beisteuern, das inszenierte Wiederaufleben von Ritualmord- und Hostienschändungsverleumdungen sowie die

nicht zu übersehende fortwährende Präsenz von Theologen und Kirchenleuten im Kampf gegen Juden und Judentum zeigen, dass die überkommenen religiösen Instrumente im sogenannten rassistischen und politischen Antisemitismus die nützlichste Verwendung genießen. Die nun rechtlich fast gleichgestellten, zu freien bürgerlichen Berufen berechtigten und im Zeitalter der Industrialisierung wirtschaftlich erfolgreichen und gesellschaftlich avancierten Juden lösen nichts weiter als alte Ängste und neuen Neid aus. Der „Sieg des Judentums“, Weltherrschaft anstrebend, stünde bevor. Zuwanderung osteuropäischer Migranten, die zaristischen Pogromen und der russischen Revolution entkommen, wird agitatorisch als das deutsche Volk gefährdend ausgerufen. Die in Kriegs- und Nachkriegszeit und in den Jahren der Wirtschaftskrise stärker politisch und ökonomisch agierende Auseinandersetzung führt zu weiterer Radikalisierung. Die jüdischen Bürger sehen sich als Kriegsgewinnler und Nutznießer angeschwärzt. Die Präsenz einzelner Juden in den Räterepubliken nach der deutschen Revolution hilft die breite Angst vor der kommunistischen Gefahr leichter schüren.

Auch für Hitlers „Kampf“ ist Unterjochung der „arischen Rasse“ längst geplant, Zerstörung Deutschlands, die Weltherrschaft. Deutschland entwickelt in kürzester Zeit Boykotte, Nürnberger Gesetze, „Kristallnacht“-Pogrome. Schritt für Schritt tiefer einschneidende Beschränkung aller Lebensverhältnisse, Entrechtung, Entfernung aus öffentlichen Ämtern, aus dem Kulturleben, Berufsverbote, „Arisierung“, Beraubung, hin zu Vertreibung und Vernichtung. Dem Hass der Antisemiten und Mitläufer fallen sechs Millionen europäischer Jüdinnen und Juden durch Zwangsarbeit, Massenerschießungen allerorten und Vergasung in den Todesfabriken zum Opfer.

Nach 1945 wollte man wohl annehmen, dass Antisemitismus im Erschrecken über den Genozid ein Ende genommen habe. Trügerische Hoffnung, Selbstbetrug. So wie die NS-Ideologie nicht versandete, so zeigten sich auch wieder alle Ingredienzien des überlieferten Antisemitismus. In Zeiten des Wiederaufbaus musste Erinnerung nur stören. Mit Verdrängung und Vergessen ging Verharmlosung und Leugnung der deutschen Verbrechen einher. Die neue Variante trat auf, die in jedem Juden einen Ankläger sah, der Erinnerung an das Verbrechen wach hielt.

In der Gegenwart angekommen, lässt sich der neue Anstieg des Antisemitismus von niemandem mehr übersehen – nicht nur in der extremen Rechten und der extremen Linken virulent, sondern auch in die „Mitte der Gesellschaft“ gerückt und wieder gewalttätig. Der Nahostkonflikt, der am intensivsten journalistisch begleitete Konflikt des ganzen Globus, sorgt für parteiische Aufmerksamkeit, die es sich im Hass bequem macht. Trotz eklatanter Fälle gebe es aber keine sicheren Belege für einen messbaren Einfluss der muslimischen Zuwanderung auf die Zunahme des Antisemitismus in Deutschland, schreibt der Autor. Man müsse auch zwischen manifest antisemitischen Einstellungen und Ressentiments unterscheiden. In einem eigenen Kapitel hatte sich der Autor bereits zuvor der Entstehung des Islam zugewandt und die Frage nach Judenfeindschaft in Koran und Islam gestellt. Wiewohl die meisten Juden sich der Botschaft Muhammads verschlossen und politisch eher seine Gegner waren und so auch medinensische Surenen den Juden feindliche Aussagen machen, sieht Schäfer keinen grundsätzlichen Antisemitismus im Koran, sondern zeitbedingte Kampfspuren (die allerdings ihre Zeitbedingtheit überdauern). Juden und Christen seien als *dhimmis* Schutzbefohlene gewesen. Jedenfalls hätten die Juden unter islamischer Herrschaft rechtlich, sozial und religiös besser als in der römisch-christlichen Spätantike und im Mittelalter gelebt. Die in den arabischen Staaten verbreitete Judenfeindschaft sei im wesentlichen Antisemitismus, der sich dem Konflikt und der Solidarität mit dem palästinensischen Brudervolk verdanke. Schon die „Damaskus-Affäre“ von 1840 zeige, dass der traditionelle Antisemitismus ein europäischer Import sei. Das ist zweifellos richtig. Dass die christliche Missionsarbeit den verfestigten Judenhass in muslimische Länder und das orientalische Christentum hineingetragen hat, scheint allerdings unterbelichtet, ist wahrscheinlich kaum bisher erforscht? Der international diskutierten Frage, ob die Boykottbewegung BDS als letztlich antisemitisch einzustufen oder vorwiegend Ausdruck berechtigter Kritik an Israels Regierungspolitik sei, widmet er eine differenzierende Darstellung. „In der Gesamtschau erweist sich der Antisemitismus als eine vielköpfige Hydra wie das Ungeheuer der griechischen Mythologie mit einem eigentlich unsterblichen Haupt und vielen weiteren Köpfen, dem immer wieder ein anderer Kopf nachwächst,

wenn einer abgeschlagen wird.“ So beginnt des Autors nüchterner Ausblick auf die weitere Entwicklung. Niemand kann vorhersagen, ob diese unselige Geschichte von Gewalt, Irrtum, Ignoranz und Projektion je aufhören wird. Antisemitismus ist in allen seinen Formen und Facetten wirksam, hat seine Macht in die „sozialen“ Medien ausgeweitet, wo sich die durch Anonymität geförderte Verantwortunglosigkeit der Erregungsgemeinschaft aufreizt und austobt. Aufgabe von Staaten und Gesellschaft muss es sein, den Geist zu fördern und die Instrumente bereitzustellen, die, wenn sie auch nicht die Dynamik der Feindschaft beenden können, sie wenigstens unter Kontrolle halten und ihr Positiva entgegensetzen.

Schäfers kühnes Unterfangen, eine „kurze“ Geschichte des Antisemitismus zu schreiben, ist glänzend gelungen. Gegen die vorherrschenden Erklärungsmodelle geht er die Suche nach Wesen und Funktion des Antisemitismus nicht frontal an, sondern erschließt sie aus profunder Kenntnis der Quellen, die er in zahlreichen Belegen den Lesern unterbreitet, in politische, kulturelle und religiöse Zusammenhänge eingebettet. Antisemitismus stellt sich als „variables, vielschichtiges und offenes System“ heraus, dem zwar alle Epochen spezifische Varianten hinzufügen, das aber doch im Unterstrom stets gleich geblieben sei. So stellt der Autor unmissverständlich fest, herrschender Meinung widerspre-

chend, dass auch die sich säkular gebenden Formen der Feindschaft weiterhin in der antisemitisch durchtränkten Religionsgeschichte verankert bleiben. Als Grundtenor zieht sich durch die Geschichte die „ständige Ambivalenz zwischen Hass auf die Juden und Angst vor den Juden“ mit gleichbleibender Auslöschungstendenz, so dass für alle Epochen der Begriff Antisemitismus erlaubt sei. Ängste der Kirche resultierten oft aus Furcht vor Rückfall ins diffamierte Judentum. Der Kampf gegen *indaizantes*, die Vorstellung von Blindheit und Knechtschaft, die Kriegsrhetorik der Judenfeindschaft bis in die Gegenwart machen dies deutlich. Ein selbstbewusst auftretendes, alphabetisiertes und polyglottes Judentum kann bei einer Mehrheit ungebildeten Volkes (aber doch nicht nur dort) Gefühle von Unterlegenheit auslösen, die in Hass umschlagen. Was sich auch bei erweitertem Bildungsstand politisch nur zu leicht instrumentalisieren lässt.

Das Thema selbst ist bedrückend in seiner beschämenden und bei aller Varianz bleiernen Kontinuität. Peter Schäfer eignet aber die Kunst einer unpräzisen Wissenschaftssprache, die ruhig und entschieden bei der Sache bleibt, Zusammenhänge aus Kenntnis der Quellen und eigener Forschung überzeugend erarbeitet. Seine Sprache ist klar, flüssig und jedem verständlich; die Lektüre bleibt durchweg spannend. Dem notwendigen Buch sei weite Verbreitung und Wirkung gewünscht.

„Wir müssen mit der Erziehung der Erzieher beginnen“

Pädagogische Konzepte bei Samson Raphael Hirsch und Martin Buber

Walter Schiffer

Der Gedanke, die Erzieher erziehen zu wollen, überrascht erst einmal, ist man doch gewohnt davon auszugehen, dass ein Erzieher den Zögling erzieht: Jemand, der einen Vorsprung an Wissen und Erfahrung hat, vermittelt dem (meist) Jüngeren seine Erkenntnisse, schafft diesem Räume für Lern- und Kommunikationsprozesse. Er initiiert für sein Kind bzw. seinen Schüler Situationen, in denen die Entwicklung einer personalen Identität und sozia-

ler Verantwortung ermöglicht wird, und begleitet die Sozialisationswege. Intendiert ist ein Bildungsgang, auf dem der zu Erziehende zu einem höheren Niveau der Humanität voranschreitet. Bemerkenswert ist aber, dass zwei so unterschiedliche Denker wie Samson Raphael Hirsch und Martin Buber die Position vertreten, dass gerade die Erziehenden zu erziehen seien. Ihr jeweiliges Leben und Werk seien vorab kurz skizziert.

Samson Raphael Hirsch (1808–1888) wächst in einer traditionstreuen Hamburger Familie auf und ist Schüler von Rabbiner Isaak Bernays (Hamburg) und Jakob Ettlinger (Talmudschule in Mannheim). Ein kurzes philologisches Studium (1829/30) absolviert er an der Bonner Universität. Nach seiner rabbinischen Ordination arbeitet er als Landesrabbiner in Oldenburg (bis 1841) und Emden (bis 1847) sowie in Nikolsburg. 1851 erhält er einen Ruf nach Frankfurt a.M. als Rabbiner der orthodoxen Israelitischen Religionsgemeinschaft, wo er bis zu seinem Lebensende amtiert.

Mit seinem Erstlingswerk *Neunzehn Briefe über Judentum* (1836) positioniert sich Hirsch als radikaler Gegner der Reformbestrebungen, die u.a. von seinem Bonner Studienkollegen Abraham Geiger vorangetrieben werden, und zeigt, wie traditionelles Judentum mit den Werten europäischer Kultur verbunden werden kann. Seine Konzeption für ein toratreues Leben gemäß einer modernen Halacha entwirft er in seinem Kompendium *Versuche über Jissroëls Pflichten* (1837). Sprachrohr für die neue Gestaltung der Orthodoxie wird die Zeitschrift *Jeschurun* (ab 1854/55), in der er zahlreiche programmatische Artikel veröffentlicht. Als sein Opus magnum gelten die Übersetzung des Pentateuch nebst ausführlichem Kommentar (1867–1878) und seine Übertragung und Auslegung der Psalmen (1882).

Seit Beginn seiner Rabbinertätigkeit liegt Hirsch der Aufbau eines soliden Schulsystems der Gemeinden am Herzen. Dieses Anliegen verfolgt er sowohl als Landesrabbiner bei seinen Inspektionsreisen durch die jüdischen Institutionen als auch später als Schulgründer in Frankfurt. Sein Ziel ist es, den rabbinischen Grundsatz (mAwot 2,2) zu verwirklichen: Schön ist das Torastudium mit bürgerlicher Geschäftstätigkeit (und bürgerlicher Bildung).

Martin Mordechai Buber (1878–1965) erfährt seine Erziehung nach der frühen Trennung seiner Eltern im großelterlichen, von der Haskala geprägten Hause. Schon im Jugendalter, nach seiner Bar Mizwa, distanziert er sich zunehmend vom institutionell verfassten Judentum und den Regeln einer observanten Lebensführung. Er studiert 1896–1904 hauptsächlich Philosophie u.a. in Wien und Berlin und wird 1904 promoviert. Seine Aktivitäten während und nach dem Studium sind breit gefächert: Er engagiert sich in der zionistischen Bewegung, hält regen Austausch mit libertären Sozia-

listen (in erster Linie mit Gustav Landauer), arbeitet als Verlagslektor und vertieft sich in die mystische Literatur Chinas und insbesondere in die des Chassidismus. Nach einer Phase der Zurückgezogenheit hält er ab 1909 zahlreiche *Reden zum Judentum*. 1923 erscheint nach langem Reifungsprozess seine philosophische Schrift *Ich und Du*, in der er sein Verständnis des dialogischen Miteinanders entfaltet. Ab 1925 unternimmt Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig eine Verdeutschung der Schrift und denkt an einen umfassenden Kommentar zu den biblischen Büchern – ein Projekt, das er in diesem Ausmaß nicht realisieren kann. Nach dem frühen Tod Rosenzweigs 1929 stellt er die Übertragung der biblischen Schriften allein fertig und verfasst in Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Exegese einige Themenbände (z.B. 1932 *Königtum Gottes*).

Ab 1925 hält Buber Vorträge zu Grundsatzfragen der Erziehung und unterrichtet im Frankfurter Lehrhaus; nach 1933 – seine Professur in Frankfurt legt er nieder – engagiert er sich in der Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung bei der Reichsvertretung der deutschen Juden. 1938 gelingt ihm die Emigration nach Palästina. Dort arbeitet er wiederum an Konzepten der Erwachsenenbildung, veröffentlicht weitere Schriften zum Chassidismus, zur Philosophie und zur biblischen Botschaft. Sein großes Engagement gilt darüber hinaus der friedlichen Koexistenz der verfeindeten Völker und politischen Gruppen in Israel.

Hirschs „Pädagogische Plaudereien“

Samson Raphael Hirsch beschäftigt sich als Vater von zehn Kindern, Schulinspektor, Gründer, Direktor und Lehrer einer Schule und Vortragender in Gemeinden immer wieder mit pädagogischen Fragestellungen. In den posthum von seinem Sohn ab 1902 herausgegebenen *Gesammelten Schriften* sind neben den Texten zu den Monaten des jüdischen Jahres („Des Juden Katechismus ist sein Kalender“ [GS 1, 1]), Kommentaren zu den Psalmen und zu Jesaja, Texten zum Aufbau neuer Gemeindestrukturen und anderem mehr auch sogenannte „Pädagogische Plaudereien“ zu lesen.

Hirsch liegt sowohl in schulischem als auch in familialem Umfeld die Erziehung der Kinder und der Jugend am Herzen, nicht nur weil sie die Bausteine für den Bestand der jüdischen Gemeinden sind, sondern auch weil es die Aufgabe der Ge-

meindeschulen und der Familien ist, die nachfolgende Generation zu wahren Jüdinnen und Juden heranwachsen zu lassen. „Es gehört *Mut* dazu, ein *redlicher* Mensch zu sein“ statt ein „Dividenden-Jäger“, der „Pflichttreue“ statt der „allgemeinen Erwerb- und Genußjagd“ zu folgen, „ein Narr unter den vielen Klugen zu sein“ (GS 2, 468f.). Bei der Erziehung sind die individuellen Anlagen und Neigungen der Kinder und Jugendlichen zu beachten und zu respektieren und für deren Entwicklung vom Erziehenden die besten Rahmenbedingungen zu schaffen (vgl. GS 1, 306). Bereits Hirsch ist nämlich deutlich, dass pädagogische Erfolge nicht zu ‚machen‘ sind, förderliche Voraussetzungen jedoch können und müssen bereitgestellt werden.

Wie er alle seine Standpunkte mit Belegen aus der Tora stützt, so geht er auch auf diesem Tätigkeitsfeld vor. Die individuell abzustimmende Erziehung zeigt er beispielsweise an Jakob und Esau. Vielleicht wären „beide der göttlichen Bestimmung des Abrahamshauses erhalten worden [...], wenn man *frühzeitig genug* auf ihre Verschiedenheit aufmerksam geworden wäre *und sie dieser Verschiedenheit gemäß auf verschiedenem Wege und in verschiedener Weise für das eine Ziel herangezogen und gebildet hätte*. [So hätte man] die verschiedenen *Naturen in gleicher Würdigkeit und Treue für das eine Ziel gewonnen*“ (GS 1, 315). Hirsch fordert deshalb ein Höchstmaß an elterlicher Sensibilität, die von Liebe getragen die geeigneten Wege bahnen hilft (vgl. GS 5, 415f.), wobei immer die Achtung vor dem Kind gefordert ist (vgl. GS 5, 220–228).

Das klassische biblische Erziehungsbeispiel des „ungehorsamen und widerspenstigen Sohns“ (Dtn 21,18) und die erläuternde talmudische Bearbeitung (bT Sanhedrin 68b) dienen Hirsch als Hinweis, welch überragende erzieherische Rolle das Vorbild von Vater und Mutter spielt: Wie soll ein Kind bzw. Jugendlicher einen toragemäßen Lebensstil entwickeln, wenn Eltern nicht als Modell dienen (vgl. GS 2, 383)? Lernt der Heranwachsende aber von Kindesbeinen an, dass über allen selbstgesetzten Zielen, Wünschen und Begierden ein göttliches Gebot steht, wird er „mit gleicher Freudigkeit überall und immer im Dienste Gottes“ (GS 2, 385) sein Leben gestalten.

Kaum ein pädagogischer Artikel Hirschs ist zu finden, der nicht die Methode aller Erziehung aus der schriftlichen und mündlichen Tora entlehnt und der deren Ziel nicht in der Eingewöhnung des

Toralernens und des Einübens der Mizwot sieht. Lernen und Üben verlangen von Kindern und Jugendlichen ein großes Arbeitspensum, denn Hirsch gibt sich nicht – wie die von ihm attackierten Gegner in der Reformbewegung – mit der Kenntnis einiger Psalmen, der Zehn Gebote und ein paar auswendig gelernten Gebeten zufrieden; das mag „zu einem melodramatischen Konfirmations-Puppenspiel“ (GS 2, 378) taugen, aber nicht für ein toratreues Leben. Er fordert für ein lebenslanges Lernen das volle Pensum der Tora, des Talmud und der wichtigsten Werke des traditionellen Textkorpus (GS 5, 220–248), das ergänzt wird mit den Bildungsgütern der europäischen Kultur (GS 2, 454ff.).

Bei der Forderung zu lernen erwarten Eltern, dass die Kinder gehorchen. Hirsch vertraut wiederum der Kraft des Vorbildes: Früh sieht das Kind, dass Vater und Mutter zwar Gehorsam fordern, aber sich selber gehorsam unter Gottes Gebot stellen, das sie nach freiem Willen auf sich nehmen (GS 1, 298ff.). Durch beharrliches und selbstbeherrschtes Beispiel erzieht „der Erzieher da den Zögling, wo er ihn eben nicht zu erziehen vermeint, wo er der eigenen Pflicht und Lebensaufgabe gegenüber steht“ (GS 1, 301). Auf diese Weise kann das Gute Wirklichkeit werden. Schließlich geht es um Wesentliches: Die Eltern wissen – so hat sie der Talmud gelehrt (bT Nidda 16b) –, dass große Teile der Fähigkeiten und des Lebensweges des Kindes bereits vor Gottes Thron vorbestimmt wurden; allein ob aus ihm ein Gerechter oder ein Frevler wird, das liegt in der Entscheidung des Kindes – und dafür kann das gute familiale Beispiel maßgebend wirken.

Bubers pädagogische Entwürfe

Das Thema der Erziehung begleitet Bubers Leben; man kann sein gesamtes Wirken als ein erzieherisches verstehen. Seine diesbezüglichen Ausführungen fanden Aufnahme in Teilen der Reformpädagogik, der humanistischen Psychologie und der personalen Pädagogik; hier insbesondere seine für die Theorie der Erziehung fruchtbar gemachte Dialogphilosophie. Buber möchte ins Zentrum seines Entwurfs nicht das Sein, sondern das Mit-Sein stellen. In einer Welt, die von Vergegenständlichung und Funktionalisierung der Mitmenschen, aber auch der Mitwelt geprägt ist, zeigt er „etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist“



Martin Buber in einem Seminar mit Jugendlichen. Oben links sein Freund Ernst Akiba Simon, Professor für Erziehungswesen an der Hebräischen Universität Jerusalem (Gidal-Bildarchiv)

(*Martin Buber Werkausgabe* 12, 471): Die Person kann aus der Distanziertheit heraustreten, sich seinem Gegenüber mit ganzem Wesen zuwenden und momenthaft in echter Beziehung leben. Begegnung zwischen Ich und Du ist nicht ‚machbar‘, da die wechselseitige, rückhaltlose Offenheit, die „volle Mutualität je und je eine Gnade ist, die Mal um Mal erst errungen und gehütet werden will, aber keinerlei Bürgschaft der Dauer in sich trägt“ (MBW 4, 433). Jede Beziehung verfällt in die Du-Ferne, das Ich-Du-Verhältnis unterliegt notgedrungen der Transmission in die Ich-Es-Welt und wird zur Erfahrung. Wenn aber die Begegnung einmal gestiftet ist, kann sie wieder aufleben. Diese Sicht ist gerade für pädagogische Tätigkeiten in Lerngemeinschaften von Bedeutung, zeigt sie doch die Chance, dass der Lehrende im Gruppenprozess je mit Einzelnen durch die „unterirdische Dialogik, jene stete potentielle Gegenwärtigkeit“ (MBW 8, 150) an vergangene echte Begegnungen anknüpfen kann.

Wenige Jahrzehnte nach Hirschs Tod skizziert Buber im Rahmen seiner kulturzionistischen Reden die Gestaltung des Weges der Jugendbewegung vom pädagogischen Standpunkt aus. Buber sieht (1917) Erziehung als Weitergabe von Werten in der Art, dass das „Material [...] zur *Selbsterziehung*“ (MBW 8, 77) anrege. Es müsse nach dem Traditionsabbruch innerhalb des Westjudentums an alte Werte angeknüpft werden. Möglichkeiten entdeckt er in einem von der Jugend als lebendig empfundenen Geschichtsunterricht, der den „spezifische[n] jüdische[n] Heroismus“ (MBW 8, 79) herausstreicht, im Hebräischunterricht, der hauptsäch-

lich die Bibel zum Inhalt hat, die den jungen Menschen „eine neue Welt erschließt“, und im „lebendigen Kontakt“ (MBW 8, 80) zum jüdischen Volk in Palästina und Osteuropa. Lebendig und nicht normierend, der alloffenen Haltung der Jugend entsprechend, soll Religion nicht als System, sondern als Religiosität vermittelt werden. Der lebendige Kontakt mit dem Absoluten verträgt weder eine fixierte Lehre noch ein tradiertes Gesetz; diese Begegnung erfordert die Antwort und Bewährung der geeinten schöpferischen Kräfte der Jugendlichen. Das Auflebenlassen des Tradierten hält Buber für unmöglich, den Versuch für Schein; er fordert deshalb Verweigerung von Lehre, Kult und Gesetz (vgl. MBW 8; 111f., 117, 119). Nur derjenige, der sich als in der Überlieferungskette der Tora stehend empfindet, den das Gotteswort selber anspricht und der sich gewiss ist, dass es sich in den 613 Ge- und Verboten der Tora ausspricht, kann nach Bubers Ansicht glaubhaft das Gesetz in seinen vielfältigen Bestimmungen leben. Nicht das Diktat der Eltern, nicht Gehorsam gegenüber der Tradition leiten denjenigen, sondern die religiöse, mit ganzer Seele empfundene Gewissheit. Diese Verbindung von Gesetz und lebendiger Religiosität sieht Buber z.B. bei Hirsch als gegeben an, aber der Glaube „an eine einmalige, worthaft überlieferte, für immer verbindliche Offenbarung“ (MBW 8, 121f.) scheint ihm mit dem Geist der Jugend unvereinbar. Die Renaissance des wahrhaften, vom geeinten Menschen getragenen religiösen Empfindens sieht Buber in dem Versuch, die Pole von Geist und Welt zu verbinden und zu einer „Freiheit in Gott“ (MBW 8, 123, 127) zu gelangen.

Erziehung der Erzieher

Es zeigen sich hier zwei völlig unterschiedlich gear- tete Denk- und Lebensentwürfe. Allerdings basieren ihre Erziehungskonzepte – bei aller Differenz in Bezug auf Anthropologie, Ziele, Methoden und Inhalte – auf der Annahme einer Erziehungsbedürftigkeit der Erziehenden.

Hirsch hat den Einfluss von Eltern, Schule und Gemeinde auf die jungen Menschen im Blick, die die Zukunft des Judentums bauen sollen. Dabei räumt er dem Tun der Eltern die Schlüsselposition ein, denn wenn sie nicht durch gutes Vorbild die Basis für eine gedeihliche, toratreue Entwicklung legen, ist der Bau der jüdischen Gemeinschaft in sich und als Zeichen für die Völkergemeinschaft

brüchig. Ohne die in der Familie gelegten Grundlagen zeitigen die Bemühungen von Schule und Gemeinde nur begrenzt Erfolge. Die Eltern vollziehen den Gottesdienst des Alltags, ihr Tun lehrt „alle Tugenden, alle Gebote des göttlichen Willens üben, durchs Üben“ (GS 4, 415). Hirsch geht davon aus, dass dieser Prozess neben der stetigen Übung auch eines hohen Maßes an Selbsterkenntnis bedarf. Eltern müssen ihre „Schwächen, Temperaments- und Charakterfehler, tadelhafte Angewohnungen und Neigungen studieren“ (GS 6, 218), um diesen entgegensteuern zu können, damit den Nachkommen die Fehlentwicklungen möglichst erspart bleiben. Mit Ex 20,5 ermahnt Hirsch die Erziehenden, dass sich an den Kindern das Fehlverhalten der Eltern räche, weshalb er sie „zur strengsten Aufmerksamkeit auf uns selbst“ (GS 6, 220) und zur Selbsterziehung ermahnt (vgl. GS 6, 268 und 272).

Wenige Monate vor seinem Tod äußert sich Buber noch einmal zur erzieherischen Haltung. Wieder betont er die Zukunftsoffenheit, in die hinein der Schüler erzogen wird und in deren Situationen er sich bewähren muss. Die Prinzipien, die die Er-

ziehenden dazu mitgeben, reichen nicht, „die prinzipientreue Praxis von der Situation bestimmen zu lassen“ (MBW 8, 384). Welche Methode könnte Abhilfe schaffen? Sicher nicht – bei aller Hochachtung vor Sokrates – das sokratische Fragen, das zwar Bezeichnungen klären lehrt, aber letztlich zu dem Gesprächsergebnis führt, dass niemand ein genaues Wissen über die verhandelten Begriffe hat. Wichtiger ist eine echte Unterredung zwischen Lehrer und Schüler, in dem der zu Erziehende durch den Erzieher ermutigt wird, authentisch etwas aus seiner Erfahrungswelt mitzuteilen, und sich so seine Existenz klärt. Beide machen sich im Dialog auf einen nicht enden könnenden Lernweg. Dazu aber muss die Erziehung anders werden, „und das heißt vor allem: die Erzieher müssen anders werden. Wir müssen mit der Erziehung der Erzieher beginnen“ (MBW 8, 384).

Walter Schiffer M.A., M.Th. promoviert am Institut für Jüdische Studien der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster zu S.R. Hirschs Spruchweisheit-, Pentateuch- und Psalmenerläuterungen.

Aus der Fülle der Literatur sei auf die neueren Darstellungen von Roland Tasch (Samson Raphael Hirsch. Jüdische Erfahrungswelten im historischen Kontext. Berlin/New York 2011) und Dominique Bourel (Martin Buber: Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie. Gütersloh 2017) verwiesen.

Wege der Verständigung – Hebräisch als Unterrichtsfach

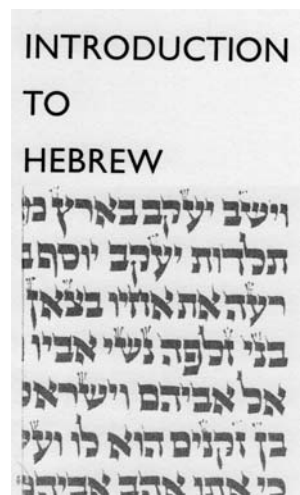
Erfahrungen aus dem Schulalltag

Annette Sommer

Es war Johannes Rau, der vor mehreren Jahrzehnten Hebräisch als reguläres Unterrichtsfach in der Oberstufe anregte. Rau (1931–2006), damals Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen und späterer Bundespräsident, engagierte sich wie nur wenige andere für Verständigung und Versöhnung zwischen Christen und Juden, zwischen Deutschland und Israel. Er war der erste Politiker, der in der Knesset eine Rede in deutscher Sprache halten durfte, die in Israel auf große Anerkennung traf. Unvergessen seine Worte im Jahr 2000: „Ich bitte um Vergebung für das, was Deutsche getan haben ... um unserer Kinder und Kindeskinde willen, deren Zukunft ich an der Seite Israels sehen möchte.“ Es war Rau ein Herzensan-

liegen, Begegnung zu ermöglichen und positiv Wissen vom Judentum zu vermitteln.

Einer der Wege des Kennenlernens, der Königsweg geradezu, führt über die hebräische Sprache. Da geht es einerseits um das heute in Israel gesprochene Hebräisch, andererseits um die Sprachwelt der bedeutendsten Bücher des jüdischen Volkes, die Bücher der Hebräischen Bibel, christlicherseits auch „Altes“ oder besser „Erstes Testament“ genannt. Diese Bücher sind in sogenanntem Althebräisch verfasst, dem das heute in Israel gesprochene Iwrit noch immer recht nahe ist, wenn es sich auch als lebendige Sprache fort- und fortentwickelt. Das am Ende des 19. Jahrhunderts gewagte Experiment der Wiederbelebung des Hebräischen für alle Le-



bensbereiche ist gelungen!

Seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts besteht nun in Schulen Nordrhein-Westfalens das Angebot, in der gymnasialen Oberstufe das Fach Hebräisch zu wählen. Seither gibt es Jahr für Jahr Interessierte in der Schülerschaft, die dieses Angebot wahrnehmen. So unterrichte ich seit 25 Jahren Hebräisch als „Coop-Kurs“ am Gymnasium Adolfinum (gegründet 1582) in Moers am Niederrhein – eine Aufgabe, die mir am Herzen liegt. Was Schülerinnen und Schüler zur Wahl des Hebräischen motiviert, sind zumeist sprachliche, theologische oder auch judaistische Interessen. Immer wieder aber habe ich auch feststellen können, dass nicht wenige dieser jungen Menschen durch ältere Geschwister oder Freunde neugierig auf das Fach wurden, so dass ich manchmal im Rahmen des Unterrichts ganze Familien kennenlernen durfte.

Dankbar bin ich dem Adolfinum, dass es meine Arbeit stets unterstützt, wenn sich auch die Kursgröße aufgrund der Erweiterung des Sprachangebots in der Oberstufe im letzten Jahrzehnt verringert hat. Die Schule ist sich jedoch sowohl ihrer Tradition als auch ihrer Verantwortung im Hinblick auf die deutsche Geschichte bewusst. Dies zeigt sich nicht nur an der Beteiligung von Schülern an Stolperstein-Verlegungen, sondern lässt sich vor allem an den jährlichen Fahrten der Jahrgangsstufe 10 nach Auschwitz und Krakau ablesen. Immer wieder ist es eine eindrückliche Erfahrung, wenn eine Auswahl derjenigen, die an der Reise teilgenommen haben, im Gedenken zum 9. November am Mahnmal für die ermordeten Moerser Bürgerinnen und Bürger von ihren Eindrücken im Verlauf jenes anspruchsvollen Projekts berichten. Politische und gesellschaftliche Entwicklungen in unserem Land zeigen, dass diese und ähnliche Aktivitäten heute nötiger denn je sind.

Angesichts des bedrohlichen Antisemitismus in Deutschland und der Feindschaft zwischen Kulturen und Religionen erfüllt es mich mit Erstaunen und Dankbarkeit, dass junge Menschen, Christen, Juden, Muslime und auch solche, die keiner Religion angehören, sich im Schulunterricht versammeln, um gemeinsam die Sprache der Bibel zu erlernen und darüber nachzudenken. Handelte es sich allein um Christen und Juden, so wäre das nicht unbedingt verwunderlich. Aber dass sich nun seit vielen Jahren mehr und mehr auch muslimische Schülerinnen und Schüler von sich aus für die Teilnahme am Hebräischunterricht entscheiden und ihn durch ihr Engagement bereichern, empfinde ich fast als kleines Wunder und als große Chance zur Verständigung. So erinnere ich mich in diesen beunruhigenden Wochen an einen palästinensischen Schüler, der regelmäßig in den Ferien mit den Eltern nach Israel und die Westbank reiste und uns im Unterricht von seinen Erfahrungen dort, den guten und den weniger guten, ohne Polemik berichtete. Oder ich denke an eine Schülerin vom Nachbargymnasium, die kürzlich ihre hebräische Abiturprüfung mit der Punkthöchstzahl abgelegt hat. Das war nicht nur sprachlich eine beeindruckende Leistung, sondern es war zu spüren, wie intensiv sie sich als Muslima auch inhaltlich mit den von uns behandelten Texten der Hebräischen Bibel auseinandergesetzt hatte.

Die Hebräischgruppe, die im kommenden Jahr ihre Schullaufbahn beenden wird, ist ein besonders schönes Beispiel dafür, wie praktische Verständigungsarbeit zwischen Religionen und Kulturen im Unterricht aussehen kann, auch wenn die einzige jüdische Schülerin des Kurses unsere Lerngruppe leider verlassen hat. Ihr Engagement bei den Grünen und bei „Fridays for Future“ hat ihr es zeitlich nicht mehr erlaubt, einen ganzen langen Nachmittag für das Erlernen einer neuen Fremdsprache zu

Gedenktafel auf dem Schulhof für die jüdischen Schüler des Adolfinums z. Zt. des Nationalsozialismus. Unterhalb des Davidsterns hebräisch und deutsch: Psalm 147,2 „Der Ewige sammelt die Versprengten Israels.“



Gesamtblick auf die Gedenktafel mit den Namen der jüdischen Schüler rechts und links
Fotos: Andrea Klein



opfern. Auch wenn es zu einer Beteiligung jüdischer Schülerinnen und Schüler am Hebräischunterricht immer wieder kommt, so ist dies doch ein eher seltener Glücksfall, da nur wenige Juden in Moers leben.

In der Regel steht am Ende einer jeden dreijährigen Unterrichtszeit ein festlicher Abschluss, so z.B. der Besuch eines Gottesdienstes zum Schabbat am Freitagabend in der Düsseldorfer Synagoge samt einer anschließenden gemeinsamen Mahlzeit im nahegelegenen koscheren Restaurant. Inzwischen gibt es auch Kontakte zu einer Schule in Israel, und aus der Schülergruppe selbst wurde der Wunsch laut, Beziehungen zum jüdischen Albert-Einstein-Gymnasium in Düsseldorf aufzunehmen. Das alles zeigt das spürbare Interesse der jungen Menschen, mehr über Judentum und jüdisches Leben erfahren zu können.

Die Schülerinnen und Schüler dieses lebendigen und interessierten Kurses mit familiären Wurzeln in der Türkei, dem Libanon, Ghana und Deutschland – vier von ihnen Muslime, die anderen zum größten Teil aus christlich-abendländischer Tradition – tauschen sich aus über Fragen, die sich ihnen beim Lesen der Hebräischen Bibel stellen. Der Unterricht, der nach drei Jahren in der Regel mit dem Erwerb des Hebraicum endet, setzt mit dem Neuhebräischen ein, um sich von da aus allmählich ausgewählten Texten der Hebräischen Bibel zuzuwenden. Dabei geht es um „Geschichte Israels“ und „biblische Geschichte“, wobei hier die muslimischen Schüler auch hinsichtlich des Vergleichs mit dem Koran gefragt sind. Beliebt ist außerdem die Unterrichtseinheit über jüdische Feste und Feiern und deren Parallelen zu entsprechenden christlichen Festen. Weitere Themen sind die Tora sowie Königtum und Prophetie in Israel. Derzeit beschäftigen wir uns mit biblischer Anthropologie, d.h. dem Menschenbild der Hebräischen Bibel, wie es vor allem den ersten elf Kapiteln der Genesis, der Urgeschichte, zu entnehmen ist. Wenn wir in dem Zusammenhang auf Inhalte wie Menschenwürde, Bewahrung der Schöpfung, den Ruhetag, Gleichstellung von Mann und Frau, Gottebenbildlichkeit, das Lebensrecht des Anderen, Schuld und Umkehr, Versöhnung und Barmherzigkeit u.v.m. zu sprechen kommen, dann ahnen die Schülerinnen und Schüler – ganz gleich ob Moslem, Christ oder Jude – dass dies auch ihre und unser aller Geschichten sind, die einen jeden von uns angehen und in die



Einer der drei Oberstufenkurse, die am Adolfinum Hebräisch lernen


Foto: Andrea Klein

Verantwortung für die Welt rufen. Die Jugendlichen lernen, dass es nicht um Einteilung in „Gläubige“ und „Ungläubige“, sondern um die Achtung vor dem Mitmenschen geht. Und noch etwas lehren uns die Geschichten vom Anfang der Bibel: dass Vielfalt keine Bedrohung ist – eine Sicht, die heute leider nicht alle politischen Parteien teilen. Vielfalt bedeutet zuerst einmal Reichtum und Segen, wie einer der Schüler anhand der Geschichte vom Turmbau zu Babel (Genesis 11), über die er kürzlich seine Facharbeit schrieb, entgegen der landläufigen Auslegung so treffend herausgestellt hat und wie wir es in unserer kleinen hebräischlernenden Gemeinschaft Woche für Woche erleben.


Von einer Öffnung hin zu „den Völkern“ lesen wir auch in einigen Psalmen Israels, mit denen wir unsere dreijährige Unterrichtszeit beschließen, Psalmen aus Bibel und Siddur, dem jüdischen Gebetbuch. Und wir erleben Öffnung in dem vor kurzem begangenen Wochenfest Schawuot, das an den Bundschluss am Sinai samt der Gabe der Tora erinnert, die immer auch den universalen Aspekt in sich trägt. So geht es an Schawuot auch um Zuwendung zu den Fremden und Hinzugekommenen, wovon das biblische Buch Ruth, eine der Lesungen des Festes, so eindrücklich zu erzählen weiß.

Bleiben Hoffnung und Zuversicht, dass die Schülerinnen und Schüler, wenn wir sie am Ende ihrer Schulzeit in „die Welt“ entlassen, sich – gleich, welcher Religion sie zugehören – der alten Weisheit der Bibel und deren Ja zum „Leben“ und zur „Vielfalt des Lebens“ erinnern, um auf diese Weise versöhnend und integrierend in ihrem eigenen Lebensumfeld tätig zu werden. Damit würden sie nicht zuletzt auch einem Herzensanliegen von Johannes Rau entsprechen, der nicht müde wurde, für sein Lebensmotto „Versöhnen statt Spalten“ einzutreten.

Buchgestöber


 Yair Mintzker: Die vielen Tode des Jud Süß. Justizmord an einem Hofjuden, aus dem amerikanischen Englisch von Felix Kurz, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2020, 261 S. 45 Euro. ISBN 978-3-525-37098-8

Es ist vor allem die ganz eigene „polyphone“ Erzählweise, mithilfe derer der Autor, Professor für Europäische Geschichte an der Princeton University, New Jersey, das bewegende Lebensbild des Hofjuden Josef Süß Oppenheimer („Jud Süß“) nachzeichnet. Dieser wurde am 4. Februar 1738 in Gegenwart zahlreicher Schaulustiger vor den Toren der Stadt Stuttgart erhängt. Mintzker untersucht vier zeitgenössische Berichte über den Prozess gegen Oppenheimer, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, dass die Inquisitionskommission über keinerlei den Hofjuden belastendes Beweismaterial verfügte. „Die vielen Tode des Jud Süß“, so heißt es, sei eine „erhellende Parabel jüdischen Lebens“ über eine der „symbolträchtigsten Figuren“ in der Geschichte des Antisemitismus.


 Uta Lohmann: Haskala und allgemeine Menschenbildung. David Friedländer und Wilhelm von Humboldt im Gespräch: Zur Wechselwirkung jüdischer Aufklärung und neuhumanistischer Bildungstheorie, Studien – Editionen – Analysen. Waxmann Verlag, Münster (Jüdische Bildungsgeschichte in Deutschland 9,) 2020, 620 S. 68 Euro. ISBN 978-3-8309-4131-6

Es heißt, Wilhelm von Humboldt habe sich „nicht ohne Stolz“ als einen Schüler David Friedländers bezeichnet.

Die vorliegende Studie untersucht den langjährigen Austausch zwischen beiden Denkern, der in den 1780er Jahren seinen Anfang nahm. Dabei geht es vor allem um den Einfluss des jüdischen Aufklärers und Reformpolitikers auf den 17 Jahre jüngeren protestantischen Adligen, dem durch Friedländer wesentliche Grundlagen jüdischer Religionsphilosophie und der damit eng verknüpften Bildungsphilosophie der Berliner Haskala nahegebracht wurden. Die von Friedländer und Humboldt entwickelten Konzepte von Erziehung und Bildung basieren auf der Philosophie Moses Mendelssohns, dessen Ideen durch Friedländer in besonderem Maße Verbreitung fanden. „Uns wird gewiß immer unvergesslich bleiben, wie er bildend auf uns beide eingewirkt hat“ – so das dankbare Zeugnis Wilhelm von Humboldts und seines Bruders Alexander nach dem Tod David Friedländers im Jahr 1834.

 Hans Biereigel: Die „Gerechten“ von Oranienburg. Eine Dokumentation, Landesverband der Jüdischen Gemeinden des Landes Brandenburg K.d.ö.R., gefördert durch die Aktion Mensch. Verantwortlich für Texte und Fotos: Dipl. Historiker Hans Biereigel, Oranienburg, Gestaltung u. Printdesign: Elena Miropolskaja, Druck: WIRmachenDRUCK GmbH, Backnang, Dezember 2020

„Wer auch immer ein einziges Leben rettet, der ist, als ob er die ganze Welt gerettet hätte“. Dieses der Dokumentation vorangestellte Talmudzitat zeigt die Bedeutung dessen, was sie beinhaltet, nämlich „Fakten und Taten von Bürgerinnen und Bürgern, die trotz Verbots und Strafandrohung in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur von 1933–1945 jüdisches Leben in Oranienburg und Umland unterstützt und gerettet haben.“ Das mutige und selbstlose Handeln dieser Gerechten – so das Anliegen der Broschüre – diene uns als Vorbild, wie es ein weiterer, die eindrucksvolle Dokumentation eröffnender Satz aus dem Talmud zum Ausdruck bringt: „Die Taten der Väter mögen den Söhnen Wegweiser sein“.

 Zsuzsa Merényi/Thomas Rahe: Das Lager als Bild. Zsuzsa Merényis Bildertagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen. Weitere Autoren: Stephanie Billib, Monika Gödecke, hrsg. im Auftrag der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten von Thomas Rahe, Übersetzungen: Lajos Fischer, gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages sowie vom Land Niedersachsen, Wallstein Verlag, Göttingen 2020, 107 S. 16 Euro. ISBN 978-3-8353-3789-3

Nachdem die 19-jährige Zsuzsa Merényi zusammen mit ihrer Schwester Lea 1944 aus Budapest ins KZ Bergen-Belsen deportiert worden ist, beginnt sie dort in einem kleinen Taschenkalender eine Art Bildertagebuch zu führen. Die 200 zu jener Zeit entstandenen Einzelzeichnungen versieht Merényi mit kurzen Titeln und Kommentaren. Die kleinformatischen, in eher kindlichem Stil gehaltenen Bilder geben die Lebensbedingungen und

Abo-service

Hat sich Ihre Postadresse geändert? Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

**Bestellungen · Abbestellungen
Datenschutz**
Tel +49 (0)201-20 1644 34
Mail abo@steinheim-institut.org
www.steinheim-institut.de/abo

Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache

Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon
+49(0)201-82162900

Fax
+49(0)201-82162916

E-Mail
kalonymos@steinheim-institut.org

Internet
www.steinheim-institut.de

Druck
Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand
IC InterConsult GmbH – Lettershop
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb **dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen!** (steuerabzugsfähig)

Spendenkonto
IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Impressum


Herausgeber
Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen

ISSN 1436–1213

Redaktion
Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Dr. Beata Mache
Prof. Dr. Lucia Raspe
Annette Sommer



das Handeln ihrer Mithäftlinge im Lager wieder. Dabei spart die Künstlerin Erfahrungen von Tod und Sterben bewusst aus, um ihre Mutter, der sie das Büchlein bei ihrer Heimkehr schenken möchte, zu schonen. Doch weder Mutter noch Bruder überleben Ghetto und Lager. Das Bildtagebuch von Zsuzsa Merényi aus dem KZ Bergen-Belsen ist das außergewöhnliche Zeugnis einer beeindruckenden jungen Frau, die – so ist zu vermuten und zu hoffen – aus ihrer ausdrucksstarken künstlerischen Tätigkeit in einer Zeit unbeschreiblichen Leids innere Kraft zu schöpfen vermochte.


 Heinrich Nuhn: Rotenburgs „Guter Ort“. Der jüdische Friedhof am Hausberg. Eine Dokumentation in zwei Rundgängen mit einer Einführung und zahlreichen Abbildungen, Verlag Spurensuche, Rotenburg an der Fulda 2021, 126 S. 12,80 Euro. ISBN 978-3-933734-18-4


Nachdem vor zwei Jahren die verdienstvolle Publikation über die Hersfelder Juden erschienen ist, legt der Autor nun sein neues Buch über den Ende des 17. Jhs. entstandenen, hoch über der Stadt gelegenen Friedhof am Hausberg vor, eines der augenfälligsten Zeugnisse jüdischen Lebens in Rotenburg an der Fulda. Nach einer ausführlichen Einleitung sowie einem abschließenden Teil u.a. über einen Gedenkstein für alle Juden, die aus Rotenburg vertrieben oder in Konzentrationslagern umgebracht wurden, blickt der Hauptteil des Buches auf den Friedhof selbst, einerseits auf das ältere, 1682 gegründete Areal mit seinen 44 Grabmalen, andererseits auf die 90 Grabstelen des neueren Teils. Vor allem hier gibt die sorgfältige Recherche des Autors einen Einblick in die Biographien der dort Begrabenen, der weit über Namen und Daten hinausgeht. So lesen wir auch über verwandtschaftliche Beziehungen bis hin zum Schicksal der Nachfahren zur Zeit des Nationalsozialismus. Den verfolgten, vertriebenen und ermorde-


ten Bürgerinnen und Bürgern Rotenburgs aber ist dieser Band gewidmet. Der Friedhof ist Zeugnis dessen, dass es über lange Zeit jüdisches Leben in der Stadt gab, und er mahnt zugleich, wachsam zu sein, dass nicht wieder um sich greife, was einst dieses Leben auslöschte. Darum sei abschließend noch einmal auch auf die anfangs erwähnte frühere Publikation des Autors verwiesen – ein weiteres Zeugnis gegen das Vergessen: Heinrich Nuhn: Sie waren unsere Nachbarn. Hersfelds jüdische Familien, Verlag Spurensuche, Rotenburg/Fulda 2019.


300 S. 20 Euro. ISBN-13: 978-3-933734-17-4

Eingegangene Bücher

 Elzbieta Adamiak, Judith Distelrath, Bettina Reichmann (Hgg.): Glaubenswege. Aufgeklärt – kritisch – zeitgemäß; Festschrift für Wolfgang Pauly, Verlag: wbg Academic, Darmstadt 2020, 388 S. 48 Euro. ISBN 978-3-534-40411-7

 Gisela Naomi Blume: Uehlfeld – Jüdisches Leben und Häuserchronik, Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Bd. 25, Nürnberg 2017, 844 S. (39 Euro). ISBN 978-3-929865-70-7

 Helmut Meyer zu Capellen und Reiner Sörries: Sei mutig wie ein Leopard... Bildgewordener jüdischer Glaube zwischen Krakau und Czernowitz, mit 120 farbigen Abbildungen, Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2020, 80 S. 29,95 Euro. ISBN 978-395490-534-8

 Isaac Breuer: Der neue Kusari. Ein Weg zum Judentum, kommentiert von Matthias Morgenstern, Gerold Necker und Martin Dober (Hgg.). LIT Verlag Dr. W. Hopf, Berlin (Texte und Studien zur deutsch-jüdischen Orthodoxie, Werkausgabe 4) 2020, 478 S. 69,90 Euro. ISBN 978-3-643-13754-8

Mitteilungen

In eigener Sache

Am 1. Juni 2021 übernahm Lucia Raspe, eben ernannte Professorin für Deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, die Leitung des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts. Michael Brocke, der das Institut ein Vierteljahrhundert lang geleitet hat, auch über seine Emeritierung als Professor für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf hinaus, übergibt damit den Stab an die jüngere Generation. Vorausgegangen waren ein gemeinsames Berufungsverfahren

von Universität und Institut und die Wahl durch die Mitgliederversammlung des Steinheim-Instituts. Die universitäre Beschäftigung mit jüdischer Kultur und jüdischer Geschichte, die bereits von 1986 bis 2003 an der damaligen Gerhard-Mercator-Universität Duisburg vertreten war, kehrt damit an die heutige Universität Duisburg-Essen zurück. Michael Brocke wird dem Institut und dem *Kalonymos* auch in Zukunft mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ein Gespräch zwischen der alten und der neuen Leitung lesen Sie in der nächsten Ausgabe. *red*

Jüdische Wohlfahrt im Fokus

Die *Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland* (ZWST) hat ihre Kampagne *Zedaka* im Festjahr 2021 „Jüdisches Leben in Deutschland“ gestartet. Die Social-Media-Kanäle sowie die eigens eingerichtete Webseite (<https://www.zwst-zedaka.de>) der ZWST informieren leicht zugänglich über die sonst wenig wahrgenommenen Leitlinien und Praxis jüdischer Sozialarbeit und damit auch über die alltägliche Normalität jüdischen Lebens. Das Steinheim-Institut und der hier angesiedelte *Arbeitskreis jüdische Wohlfahrt* (AKJW) unterstützen und beraten das Projekt nach Kräften. Zu unserer lebhaften und ertragreichen Zusammenarbeit gehört eine gemeinsame Veranstaltung im Herbst 2021, die insbesondere die Wiedegründung der ZWST, die erfolgreiche Integrationsarbeit der letzten drei Jahrzehnte im Zusammenhang der Migration aus den GUS-Staaten und auch die bald zwanzigjährige Geschichte des Arbeitskreises in den Blick nehmen wird. Auftakt dazu ist ein soeben erschienener Film, der im und am beeindruckenden Jüdischen Museum Frankfurt gedreht wurde (https://www.youtube.com/c/ZWST_official). Anlass ist der 70. Jahrestag der Wiedegründung der ZWST am 20. August 1951 zunächst in Hamburg.

Online ist zudem unsere ‚Bibliografie‘ zur jüdischen Wohlfahrt. Sie ist eine der Komponenten der 2020 vom *Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat* geförderten *Digitalen Plattform Zedaka* (siehe Kalonymos 2020/2). Die nun erschienene Startversion wird stetig ausgebaut. Die Webdatenbank setzt Akzente über die üblichen Literaturhinweise hinaus durch intensive Verlinkung mit weiteren Webangeboten und fachlich einschlägigen Online-Ressourcen wie Quellen in digitalisierten Archivbeständen und Zeitungskorpora.

jähriges Engagement für die Bereitstellung digitaler Angebote und essenzieller Datenbestände, für Nachhaltigkeit, Interoperabilität und Open Access sowie entsprechendes Wirken in die Fachgemeinschaft hinein anerkannt und bestätigt. In Text+ wirkt das Steinheim-Institut in den Feldern Digitale Edition, Bibliografie und Prosopografie sowie Normdaten (Linked Open Data) mit. Die Initiative startet nach mehrjähriger Vorbereitungszeit im Oktober 2021 und wird eng mit weiteren Verbänden zusammenarbeiten, etwa mit NFDI4Culture, der schon 2020 seine Arbeit aufgenommen hat. hl

Forschungsverbund gegen Antisemitismus

Annähernd 2.400 jüdische Friedhöfe in Deutschland bilden ein einzigartiges kulturelles und religiöses Erbe. Jüdische Begräbnisstätten sind auf Dauer angelegt, nicht selten jahrhundertalt: „Bet Olam“, Haus der Ewigkeit. In kleinen Orten ist der Friedhof oft die einzig noch sichtbare Erinnerung an ihre ehemals auch jüdische Geschichte. Getragen von lokalem Engagement, ist der jüdische Friedhof vielerorts gerade auch für Jugendliche Interesse weckender Ausgangspunkt für die erste Annäherung an jüdische Geschichte und Kultur. Die Friedhöfe sind jedoch immer wieder Angriffen ausgesetzt. Massiv zunehmender Antisemitismus, Rassismus und Volksverhetzung verletzen die jüdische Gemeinschaft, und sie (be-) treffen uns, die gesamte Gesellschaft. Dutzende solcher Schändungen werden jährlich bekannt, Schäden sind nicht selten irreparabel, die Dunkelziffer ist unklar. Vor diesem Hintergrund fördert das *Bundesministerium für Bildung und Forschung* (BMBF) für vier Jahre unser Projekt „NetOlam“, das wir gemeinsam mit *Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa* und dem *Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege* durchführen. Das interdisziplinäre Verbundvorhaben wird die Hintergründe, das tatsächliche Ausmaß, die Art der Schäden und die materiellen und immateriellen Folgen dieser spezifischen Ausprägung des Antisemitismus erforschen. Insbesondere aber zielen wir auf Prävention. Dazu knüpfen wir ein Netzwerk auf Augenhöhe mit Expert:innen und ‚Kümmerern‘ vor Ort (Citizen Science), mit Gemeinden sowie Praxispartnern wie dem *Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment* (ZWST). Hier wird es gemeinsam darum gehen, hinsichtlich Antisemitismus zu sensibilisieren und Achtsamkeit in Bezug auf jüdische Überlie-



<https://akjw.hypotheses.org/937>

Steinheim-Institut in der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI)

Um Forschungsdaten langfristig zu erhalten und ihre breite innovative Nutzung in Wissenschaft und Gesellschaft zu ermöglichen und zu fördern, haben Bund und Länder die Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) ins Leben gerufen. Das Steinheim-Institut freut sich, dass es – dank des Beschlusses der *Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz* (GWK) vom Juli 2021 – durch die Beteiligung an dem Verbund „Text+: Sprach- und textbasierte Forschungsdateninfrastruktur“ zu den geförderten Einrichtungen zählt. Wir sehen damit unser lang-

ferung und Sepulkralkultur weiter zu stärken. In der Förderlinie des BMBF nehmen zeitgleich und deutschlandweit weitere Forschungsverbände ihre Arbeit auf – wir freuen uns auf die Zusammenarbeit in dieser markanten Wissenschaftsinitiative gegen Antisemitismus. *red*

Jüdisches Welterbe in Deutschland

In seiner Sitzung am 27. Juli 2021 hat das Welterbe-Komitee der UNESCO entschieden, die SchUM-Stätten in Speyer, Worms und Mainz – so genannt nach dem Akronym ihrer hebräischen Namen Schpira, Warmaisa und Magenza – auf die Welterbe-Liste zu setzen. Damit wird der außergewöhnliche universelle Wert dieser Stätten gewürdigt.

Die jüdischen Gemeinden von Mainz, Worms und Speyer, deren Anfänge bis in das 10. Jahrhundert zurückreichen, gehörten zu den ältesten jüdischen Gemeinden nördlich der Alpen. Ihre Gelehrten schufen die Grundlagen der aschkenasischen Kultur; ihre Synagogen, Mikwen und Friedhöfe

waren für jüdische Ritualbauten und die jüdische Bestattungskultur in Mitteleuropa über mehrere Jahrhunderte hin richtungsweisend. Die SchUM-Stätten dokumentieren die kulturellen Leistungen des aschkenasischen Judentums ebenso wie die Höhen und Tiefen der gemeinsamen Geschichte von Juden und Christen in diesem Land.

Die Dokumentation der Grabsteininschriften auf den alten jüdischen Friedhöfen von Worms und Mainz durch das Steinheim-Institut war Teil des Welterbeantrags. Sowohl der scheidende Direktor Michael Brocke als auch seine Nachfolgerin Lucia Raspe haben die Antragstellung als Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats begleitet. Wir gratulieren dem Land Rheinland-Pfalz, der Jüdischen Gemeinde Mainz und den drei beteiligten Städten und teilen ihre Hoffnung, dass diese Auszeichnung dazu beitragen möge, das reiche jüdische Erbe der SchUM-Städte einer breiteren Öffentlichkeit zu erschließen und für künftige Generationen zu bewahren. *red*

Stolpersteinverlegung vor dem Rabbinerhaus

Erinnerung an Albert und Meta Heidt

Anna Martin

Über zehn Jahre ist es nun her, dass das Steinheim-Institut im Mai 2011 die Räume im ehemaligen Rabbinerhaus neben der Alten Synagoge im Herzen der Stadt Essen beziehen konnte. *Kalonymos* hat schon mehrfach über die früheren Bewohner des Gebäudes am Edmund-Körner-Platz berichtet.* Auf Initiative des ehemaligen Oberbürgermeisters Peter Reuschenbach werden seit 2004 auch in Essen nach dem Konzept von Günter Demnig sogenannte Stolpersteine zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus verlegt. Der Historische Verein für Stadt und Stift Essen betreut das Projekt. Am Nachmittag des 8. April 2021 wurden nun im Beisein von dessen Vertreterin Birgit Hartings direkt vor unserer Haustür zwei Stolpersteine verlegt. Sie erinnern an Albert und Meta Heidt.

Der Kaufmann Albert Heid(t) (beide Namensformen sind in den Quellen belegt) wurde am

30. Mai 1868 in Hermülheim bei Köln geboren. Er heiratete die acht Jahre ältere Emma Heymann aus Steele, Tochter von Leoser Heymann und Pauline geb. Kaufmann. Am 8. März 1893 wurde Tochter Meta in Stolberg geboren, am 8. April 1895 Sohn Ernst. Emma Heidt geb. Heymann starb bereits 1922 und wurde auf dem Friedhof im Segeroth bestattet. Seit 1936 war Albert Heidt, nun im Ruhestand, gemeinsam mit seinem Sohn Ernst ehrenamtlich als Synagogendiener an der Essener Synagoge tätig. In dieser Zeit wohnte er mit seinen Kindern, seiner Schwiegertochter und seinen zwei Enkelkindern, geboren 1925 und 1928, im Rabbinerhaus. Dort erlebten sie den Novemberpogrom. Im Gedenkbuch der Alten Synagoge heißt es: *In der Reichspogromnacht schlugen SS-Männer gegen seine Haustür, zwangen seinen Sohn Ernst mit vorgehaltenem Gewehr, alle 500 Glühbirnen in der Synago-*



Familienfoto der Heidts mit
Jacob und Berta Kahn,
13.10.1941.

Untere Reihe: Ilse und Kurt,
mittlere Reihe von links: Albert
Heidt, Berta und Jacob Kahn,
obere Reihe von links: Ida und
Ernst Heidt, Meta Heidt

Abbildung:

Archiv der Alten Synagoge –
Haus jüdischer Kultur, Essen



ge zu entzünden, holten die Thorarollen aus dem Schrank, verschütteten Benzin aus Tanks und Flaschen und steckten alles in Brand. Schreckensbleich flüchteten die übrigen Familienmitglieder, teilweise noch im Schlafanzug, in mehreren Taxis zu Bekannten. Sie kehrten nie in das nun unbewohnbare Rabbinerhaus zurück.

Albert Heidt war in Essen tief verwurzelt, er hatte zahlreiche Freunde und Bekannte und war Mitglied in einem Karnevalsausschuss. Eine Auswanderung kam für ihn nicht in Frage, auch nach den Schrecken der Pogromnacht nicht. So blieben er und seine Tochter Meta in Essen zurück, als der Rest der Familie mit Hilfe von Verwandten in die Emigration ging. Albert Heidt wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt und im September weiter nach Treblinka deportiert und ermordet. Seine Tochter Meta Heidt war bereits im Juni 1942 deportiert und in Sobibor ermordet worden.

Alberts Sohn, der Kaufmann und Metzger Ernst Heidt, konnte noch im Oktober 1941 mit seiner Frau Ida und den Kindern Kurt Manfred und Ilse nach Kolumbien entkommen. Ilse heiratete in Ecuador den aus München stammenden Kurt Dorfzaun, der in Cuenca das Hutgeschäft K. Dorfzaun gründete. Die Firma existiert bis heute und stellt Panamahüte, vor allem für den Export, her. Die beiden Kinder von Ernst Heidt waren 2000 und 2001 im Rahmen des Besuchsprogramms für jüdische ehemalige Essener in der Stadt zu Gast. Ilses Sohn Alberto Heid de Dorfzaun war der Initiator der Stolpersteine für seine Großtante und für seinen Urgroßvater, dessen Namen er trägt. Aufgrund der pandemischen Lage konnten er und seine Familie nicht vor Ort an der Verlegung teilnehmen, sie wurden aber über Zoom zugeschaltet und sprachen gemeinsam mit weiteren Familienangehörigen das Kaddisch-Gebet.

* Martina Strehlen: Dr. Salomon Samuel (1867–1942), Kalonymos 16 (2013), 4, S. 1–3;

Ursula Reuter: Erinnerungen an das Leben im Essener Rabbinerhaus (1913–1938), Kalonymos 20 (2017), 2, S. 1–6